

## Die Flucht in die „Freiheit“

Kant Rrjolli, Schwäbisch Gmünd, Juni 1992

Dies ist die Geschichte eines Menschen, der sein Land verließ auf der Suche nach der Freiheit – eines Menschen, der geboren und aufgewachsen ist unter Umständen, die denen im Land der Freiheit diametral entgegengesetzt sind – eines Menschen, der unter einer Diktatur gelebt hat, die in Europa wahrhaftig ohne Beispiel war, einer kommunistischen Diktatur, einer Diktatur, wie sie im Buche steht.

Dieser Mensch ist in einem Land geboren, in dem er lange dachte, er dürfe sich glücklich schätzen, die Chance gehabt zu haben, in „der besten aller möglichen Welten“ geboren worden zu sein, als wäre sein Heimatland das Land Eldorado. Erinnern Sie sich an das, was Voltaire im „Candide“ gesagt hat: In der ersten Phase seines Lebens nimmt der Mensch die Informationen auf, ohne sie zu selektieren. Das ist ein sehr interessantes psychologisches Phänomen: Man kann sich glücklich fühlen im beispiellosen Elend! Auch in einer Diktatur!

Und dann kommt die zweite Phase, in der der Mensch fähig wird, seinen Verstand zu gebrauchen, in der er sich weigert, vorgefertigte Informationen einfach hinzunehmen, die nicht zuvor durch das Mikrolaboratorium seiner Vernunft hindurchgegangen sind. Er kann nur noch das Gerechte gerecht, das Ungerechte ungerecht, das Weiße weiß und das Schwarze schwarz sein lassen, und so fort. Das war im Leben des Menschen, von dem ich erzähle, eine sehr wichtige Periode, eine Periode, in der ihm bewußt wurde, daß er aus dem Stand der Unmündigkeit in den Stand der Reife überging. Und nachdem er einmal angefangen hatte nachzudenken, ja geradezu an den Dingen zu zweifeln, entdeckte er, daß alles, was ihm der Verstand sagte, vollkommen dem widersprach, was er zuvor geglaubt hatte. Was war wahr, was war gerecht? Das, was ihm die Erzieherin im Kindergarten, der Lehrer in der Schule, die Eltern, die Schriftsteller, die Theaterstücke, das Radio, das Fernsehen gesagt hatten oder was er nun selbst beobachtete und begriff? Das war wie eine neue Geburt, wie eine Krise des Gewissens, eine Krise, die bis heute noch nicht zu Ende gekommen ist. Durch diese Phase zog sich wie ein roter Faden der Zweifel, der es unmöglich machte, ein geschlossenes System hinzunehmen. Und der ganze Enthusiasmus, den der Mensch zuvor hatte, begann sich aufzulösen.

Und dann kam der Tag, an dem er in aller Unschuld den Mut fand, die Dinge so auszudrücken, wie er sie sah. Und er empfing nichts als Sanktionen, manchmal sehr harte. „Wenn du so weiter machst, kannst du von der Schule gejagt werden, und wenn du dann noch mehr weitermachst, dann...“ Es gab Augenblicke, da kam er sich sehr klug vor, manchmal klüger als seine Professoren... und doch wurde es ihm verboten zu denken. Er mußte hören, daß es gut sei, nicht zu denken, sich selber keine Sorgen im Gehirn zu machen, denn es würde einen anderen geben, der für alle dachte und der allein das Recht hätte zu den-

ken, der, der auf dem Gipfel des Olympos saß – Er, der die Nummer Eins im Lande war, im Vergleich zu dem jeder andere nur eine Null sei.

Es gab Tausende, die glaubten, daß nach dem Tod der Nummer Eins das Leben nicht mehr weitergehen könnte in unserem Land. Verrückte Situation! Wie war es möglich gewesen, einem Volk so den Verstand wegzunehmen!? Und so vergingen die Tage, die Monate, die Jahre, bis die Krise in ein neues Stadium geriet.

Auf einmal gab es keinen Zweifel mehr, man war sich geradezu sicher, daß alles, an das man bisher geglaubt hatte, falsch war. Man entdeckte, daß das „sozialistische Schloß“ ohne Fundament gebaut war. Jeden Tag erwartete man seinen Einsturz. Es hatte nur noch die Chance zusammenzubrechen. Und da man schon immer die Gewohnheit hatte, die Dinge nur extrem zu sehen, diesmal mit totaler Enttäuschung, verfiel man dem totalen Gegenteil – man begann an eine völlig fiktive Freiheit zu glauben. Es stellte sich nur noch die einzige Frage: Wie konnte man die Freiheit erreichen?

Zuerst mußte man wissen, was die Freiheit war. Sie glauben vielleicht, die Erreichung der Freiheit müsse doch eine sehr leichte Sache sein für den, der unter der Diktatur gelebt hat. Aber so ist es nicht. Es ging sehr schmerzhaft voran!

Zunächst gab es nur den einen Gedanken: Die Freiheit zu erreichen um jeden Preis! Aber zugleich war es eindeutig, daß eine Freiheit unter den Bedingungen des gegenwärtigen Zusammenbruchs eine Illusion war. Dem Menschen, von dem ich erzähle, fixierte sich deshalb im Kopf die Idee der *Flucht*. Die Flucht, das ist eine Idee, die dich völlig packt, eine Idee, die dich plagt, ja, geradezu umbringen kann. Und im selben Maß, indem man anfängt, diese Idee zu konkretisieren, im selben Maß, indem man sich klar für die Flucht entscheidet, kommt auch schon der Gegengedanke auf: Ist die Flucht auch wirklich die einzige Lösung? Aber dann wagt man die Flucht! Die Flucht ins Unbekannte, die Flucht in die Welt, die man die freie Welt nennt.

Stellen Sie sich vor, wie sich einer in dieser freien Welt vorkommt, der sein Lebtag auf einer „Insel“ gelebt hat – dessen Regierung jeden Kontakt mit der ganzen Außenwelt abgebrochen hatte, wie wenn sie sie überhaupt nicht gebraucht hätte! Das ist eine verrückte Empfindung, eine unbeschreibliche Lust, alles das rings um dich zu sehen, die Leute, die Häuser, die Straßen, die Kaufläden, überhaupt alles! Man kommt sich vor, als träumte man einen Traum – aber mit offenen Augen! So erging es diesem Menschen am Anfang. Er hatte die Füße noch nicht auf dem Boden – er flog gewissermaßen durch den Himmel der freien Welt. Er wußte noch nichts. Er verstand noch nicht, daß die äußere Erscheinung der Dinge in der freien Welt noch nicht alles war, ja manchmal sogar trügerisch. Nachdem er nun einmal eingetreten war in diese Gesellschaft, glaubte er zweifellos, die Erlaubnis zu bekommen, auf seinem Stand leben zu dürfen und in seinem Milieu.

Aber das dauerte nur so lange, bis er begann aufzuwachen und sich zu fragen, wo er denn die Nacht verbringen könnte. Er begriff, daß ihn niemand wahr-

nahm im Lande der Freiheit und daß auch er niemand kannte und die Leute um ihn herum anders sprachen als er. Was tun? Er erkundigte sich und erfuhr, daß es eine Möglichkeit gab: Gott sei Dank hatten die demokratischen Staaten an das Elend derer gedacht, denen nichts mehr blieb als die Flucht! Und das war die Bitte um Asyl. Früher hatte er manchmal im Radio von Flüchtlingen gehört und jetzt war er selbst ein Flüchtling! Er konnte nichts anderes mehr sein, nachdem er einmal geflohen war aus seinem Land. Zunächst wußte er nicht, was das bedeutet, den Begriff „Flüchtling“ an der Stirn zu tragen. Er glaubte wohl, daß er noch der geachtete Dozent sei bei allen, die ihn kannten. Aber diese Täuschung hielt nicht lange an und er wurde sich seiner neuen Stellung bewußt. Er begriff bald, daß er jetzt nur noch ein „albanischer Flüchtling“ war – das war das einzige, das er blieb. Und Schritt um Schritt begann er die Last der Bezeichnung zu fühlen, die jetzt auf ihm lag. Und selbst wenn er versuchte, sie zu vergessen, konnte er es nicht, weil ihn die anderen so nannten.

Und das Asylantsein nahm Gestalt an in dem Moment, als er in der Schlange im Flüchtlingslager stand, um ein Papier zu bekommen, ein Billet, das ihm den Namen Asylbewerber zuteilte. Und er war es gewesen, der geglaubt hatte, jemanden zu sein – und in der Tat hatte sich jedermann erhoben, wenn er den Hörsaal betreten hatte – und sie hatten ihn begrüßt und intensiv dem zugehört, was er sagte. Im Moment war er nichts mehr als eine Nummer im Gedränge einer Menschenmenge: Männer, Frauen, Kinder aus Osteuropa, Afrika und sofort. Dann brachte man ihn in einen Schlafräum, den er zu teilen hatte mit drei, vier, fünf, manchmal sogar mit acht Personen; hernach führte man ihn in den Verpflegungsraum, wo man ihn immer in der großen Masse abfütterte, die er die Dritte-Welt-Familie nannte. Ein wenig später gab man ihm die Information im Blick auf das, was mit ihm passieren würde. Er sollte hier drei/vier Tage bleiben und dann würde man ihn in ein anderes Bundesland transferieren, in eine andere Menschenfamilie, immer in der Menge. Und um zu wissen, wann der Transfer sei, sollte er jeden Morgen auf die Wand schauen, wo man die Bekanntmachungen anschlug. So nahm, ohne daß er sich dessen gleich bewußt war, das Phänomen der Entpersönlichung Gestalt an; etwas, was ihm schon lange nicht mehr bekannt gewesen war. Es gab Augenblicke, wo er sich von aller Welt verlassen fühlte – inmitten einer ganzen Truppe von Menschen, die immer in Wartestellung war. Er erinnerte sich an die Zeit, als er in der Schule das Buch von Samuel Beckett gelesen hatte: „Warten auf Godot“. Er hatte sich damals gefragt, was hatte der Autor erlebt, um einen solchen Zustand zu beschreiben. Und jetzt durchlebte er selbst diese Situation, in der der Mensch auf das Unbekannte wartete; man wartete und man wußte nicht auf wen. Aber er sagte sich, das Wichtigste sei die Aufhebung des Pessimismus, selbst wenn man dann das Lebensmotiv verliert. Manchmal wenn er anfang, über seine Fluchtgeschichte nachzudenken, fühlte er sich sehr schwach, und er fragte sich selbst: Wozu dient ein solches Leben? Was ist noch sein Sinn?

Aber dann dachte er an das, woran ihn der Philosoph gemahnt hatte: „Junger Mann, vergiß nicht; Glücklicherweise ist der, dem Gott das Leben anbietet! Lebe dein Leben so, wie es sich dir präsentiert!“ Dann fand er wieder ein wenig Mut für

den folgenden Tag. Er sagte sich, sein Leben sei ein Geschenk Gottes und daß er das zu respektieren habe.

Bis dahin wußte er nichts über die Menschen in dem neuen Land. Er war immer zusammen mit seinen Leidensgefährten aus der Dritten Welt. Aber es kam die Zeit nach zwei oder drei Verlegungen, daß er Kontakt fand zu den Menschen in einer Stadt. Dabei wurde er vor ein Phänomen gestellt, daß ihn bei jedem Schritt störte, ein Phänomen, das charakteristisch war für alle, die in der Isolation gelebt hatten. Es war der „Komplex der Inferiorität“. Für einen, der diesen Komplex hat, ist der fremde Ausländer sehr niedrig angesiedelt, fußbodengleich. Und er fragte sich, warum mußte er sich untergeordnet fühlen vor jemand, der auch nur eine Kreatur war wie er, nur ein anderes Selbst. Die Zeit flog dahin und er verstand eines Tages, das lag daran, daß er nie mit den Einheimischen gesprochen, daß er sie nur von fern gesehen hatte, denn in seinem Land hatte man Umgang mit Fremden nicht erlaubt. Und dann begann er Schritt für Schritt das Geheimnis aufzulösen. War nicht das Gegenüber, vor dem er sich wie ein Nichts vorkam, ein anderes Er-Selbst, ein menschliches Wesen? Und er sagte sich, daß der „Komplex der Inferiorität“ nur eine Narretei war. Aber um auf diesem Niveau anzukommen, mußte er zuerst die Sprache der Einheimischen lernen, bei ihnen wohnen und mit ihnen arbeiten.

Stellen Sie sich also vor, was kann mit dem geschehen, der in Ihrer Gesellschaft lebt, aber deren Möglichkeiten nicht hat? Muß er immer am Rand Ihrer Gesellschaft leben mit seinem „Komplex der Inferiorität“?

Die Tage, die Monate verstrichen und der Mensch, von dem ich Ihnen erzählt habe, fühlte sich immer besser, aber von Zeit zu Zeit beunruhigte ihn wieder etwas: nicht selten gab man ihm zu verstehen, daß er immer noch ein Flüchtling war oder wenigstens ein Fremder und daß er diese Tatsache nicht vergessen sollte. Und wenn er dann darüber nachdachte, sagte er sich: „Gut, ich bin ein Fremder und was seid Ihr? Habt ihr nie darüber nachgedacht, daß Ihr auch Fremde seid wie ich? Daß wir alle Fremde sind, wenn wir anfangen, unsere Existenz zu reflektieren! Wir sollten alle eines wissen, daß diese Erde sich ‚Terre des Hommes‘ nennt, Erde der Menschen und Erde der Menschlichkeit. Das heißt, daß alle Menschen, ich, du, er, Ihr undsoweiter, in einer bestimmten Hinsicht nichts anderes sein können als Fremde in dieser Welt.“ Oder umgekehrt: Wenn diese Erde unser gemeinsames Haus ist, kann es auf ihr keine Fremden mehr geben. Gott sei auf der Seite derer, die leiden!

Gott sei auf der Seite derer, die das Leid der anderen teilen!

Das wünsche ich uns!